

Aus schweizerischer Dichtung

Autor(en): **Frey, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **2 (1907-1908)**

Heft 10

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747858>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus Schweizerischer Dichtung.



Gedichte von Adolf Frey.*)

An das Vaterland.

Du bist das Land, wo von den Hängen
Der Freiheit Rosengarten lacht,
Und das in hundert Waffengängen
Der Ahn zur Heimat uns gemacht.

Wenn uns in fremder schöner Ferne
In weichen Armen wiegt das Glück,
Es treibt uns unter deine Sterne,
In deine treue Hut zurück.

Wir wollen deine Waffen schmieden,
Wir wollen deinen Grund besä'n
Und standhaft in der Berge Frieden
Der Schickung in das Antlitz sehn.

Was uns an Erdengut versinken,
An Wonnen uns entschwinden mag,
Wir wollen deine Lüfte trinken
Bis zu des Herzens letztem Schlag.

Und ruft das Horn in rauhen Tagen,
Daß wir uns um die Fahne reihn,
Wir wollen alles für dich wagen
Und frei sein oder nicht mehr sein.

Einem Gott gleich . . .

Einem Gott gleich zieh ich ungebunden
Auf und nieder an den Frühlingsrainen,
Meine ungestümen Lieder klingen
In den Klüften und den jungen Hainen.

Flügel möcht ich Sturm und Binden leihen,
Feuer möcht ich in die Sterne tragen,
Tausend Strudelquellen, tausend Ströme
Möcht ich jauchzend aus den Felsen schlagen.

Könnt ich auf die grünen Hügelstufen,
Wo die Pforten deines Gartens ragen,
Aus dem aufgeblühten Lenzgelände,
Alle Kelche, alle Knospen tragen.

*) Wir verweisen auf die Besprechung der zweiten Auflage von Adolf Freys Gedichten in der letzten Nummer.

Und wenn unterm Erstlingssternenblicke
 Höhn und Lale träumerisch verhallen,
 Komm ich aus des Waldes Schattensaale
 Vor dein Tor mit allen Nachtigallen.
 Einen Zaubergürtel knüpfen klingend
 Dir um Haus und Seele unsre Lieder,
 Und aus deinem stillen Fenster blickst du
 Hold betroffen in die Lenznacht nieder.

Das Meerweib.

Mus duft'gen Schleiern lauschend neigt die See
 Den weißen Fuß der schlanken Wasserfee,
 Die unterm Mondschein träumerisch liegt am Strand
 Und schläfrig mit den Fingern spielt im Sand.
 Sie stuzt — sie hat ein Goldstück aufgewühlt
 Und blinzelt drauf, wie es die Brandung spült,
 Vom Anhauch zarter Neugier kaum gestreift:
 Des Cäsars Ruhm und Haupt, Lorbeerumreift!
 Sie reibt die Stirn und sinnt — vor grauer Zeit
 Ritt er vorbei aus blut'gem Völkerstreit,
 Fortunens Buhle und Bellonas Sohn,
 Vom Tubenruf umschrien und Hörnerton,
 Und mit ihm maß der harte Veteran
 Im Eisenschritt des Sundes öde Bahn.
 Gebundne Männer folgten, Troß und Raub.
 Dann stieg und überspann den Zug der Staub.
 Ihr ist's ein Gestern. Lässig aufgerafft,
 Schnellt sie das Gold mit unverblühter Kraft
 Flach über den beglänzten Flutensaum:
 Es blitzt und springt und streift die Wogen kaum —
 Es stürzt — es steigt — es schimmert blaß und fern
 Und schießt zur Tiefe wie ein irrer Stern.

Das Abendmahl.

Ein milder Herbsttag lacht in meinem Gärtchen
 Die letzten blauen Asten leise an
 Und das Gehäng der brennenden Wildrebe,
 Die meine schmale Laube überkleidet.
 Darinnen sitz ich mit dem Jugendfreund,
 Der aus dem Alpental herniederstieg
 Und wiederum sich zu den Höhen rüstet,
 Um endlich einmal völlig zu gesunden.
 Er blickt der Zukunft freudig in das Antlitz,
 Und seine großen Augen leuchten fiebrig.
 Wir brechen Brot und klingen mit den Bechern.
 Dann Ruß und Händedruck und Lebewohl.
 Gelassen schreitet er durchs Abendrot.
 Ein Weggenosß gesellt sich ihm, den er
 Nicht sieht, noch ahnt, im weißen Wanderkleide,
 Mit dunkeln Wimpern und gesenkter Stirn.
 Der führt ihn seinen stillen, fernen Pfad.

Bergpredigt.

Das schrille Glöcklein ruft die Alplerjame
Zum Kirchlein. Von den steilen Staffeln stapfen
Sie durch die ungeschlachten Nebelschwaden
Und rutschen in die altersbraunen Bänke,
Indes die Wolken sich ans Türmchen hängen
Und das vermooste Schindeldach umbrauen.
Den feuchten Mantel fröstelnd an mich ziehend,
Setz ich mich auf die schmale Bank des Vordachs
Und blicke auf des Friedhofs arme Kreuze,
Von deren welken Kränzen Nebel tropft.
Gemachsam hebt die dürst'ge Orgel an
Und führt den ungelenkten Alperpsalm,
Bis endlich beide zögernd stille stehn.
Jetzt löst aus schleppenden Sprühnebelnezen
Sich langsam noch ein letzter Kirchengänger
Und setzt, den Regenhut tief in der Stirn,
Sich auf die Leichenbahre am Gemäuer.
Der greise Priester spricht von niedrer Kanzel.
Er malt des Menschenleibes Lenz und Wandel,
Heimgang und Gruft und Labjal ewigen Lebens
Und endlich ruft er laut und siegesfroh:
„Wo ist dein Stachel, Tod? Wo ist dein Schrecken?
Der Geist schwingt sich dem Paradiese zu,
Und erst, nachdem du deines Amts gewaltet,
Beginnt das Leben! Deine Macht ist nichtig!“
Der Fremdling lauscht den Worten unbeweglich,
Die dürren Hände überm Stab verschränkt
Und das gesenkte Haupt unmerklich schüttelnd.
Dann steht er leise von der Bahre auf,
Zweideutig Lächeln überm Knochenantlitz,
Und schwindet auf dem grauverhängten Pfade.

Liebeswald.

Im Buchwald haucht von sehnlichem Mund
Geheimes Flüstern und Schmachten,
Und versthohlene Rufe gehn über den Grund,
Wo die Zweige Schatten und nachten.

Mein Sinn war jung, meine Locke war braun,
Da drinnen bin ich gegangen,
Da drinnen hab ich die schlankste der Frau
Wohl hundertmal umfangen.

Mir zittert das Herz wie Frühlingslaub —
Dort hab ich mit ihr gefessen!
Mir zittert das Herz wie Frühlingslaub —
Sie hat mich verlassen, vergessen!

O Jugendglück, o Jugendschein
In den säuselnden Blättergelassen!
Nie wieder setzt ich den Fuß hinein —
Sie hat mich vergessen, verlassen!

Regenbogen.

Fahr wohl! Nun hat mein holdes Glück,
Mein stilles Glück ein Ende,
Heut küßt ich dir zum letztenmal
Die lieben weißen Hände.

Ich blicke noch einmal zurück
Durch deine Gartenpforte:
Du drückst die Stirne in die Hand
Und winkst mir ohne Worte.

Ein Regenbogen sprüht und springt
Aus schwarzem Wolkenschleier
Und schüttet über den Garten dir
Sein siebenfältig Feuer.

Es blitzt und flirrt die flackernde Wand
Mit ihren sieben Flammen,
Sie lodert zwischen dir und mir —
Wir können nicht mehr zusammen!

Fahr wohl! Nun hat mein holdes Glück,
Mein stilles Glück ein Ende;
Heut küßt ich dir zum letztenmal
Die lieben weißen Hände!

Im März.

Des Frühlings zarte Röte
Kränzt Wald und Flur,
Und auf geteilter Flöte
Spielt leis Natur:
Gedämpfte Sterbeklagen
Erklingen und entsagen,
Und eng daneben
Auf hellem Rohr
Jauchzt junges Leben
Selig empor.

